Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Wie der liebe Gott heut zu Tage Wunder macht

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Visual Library

„Ruhig, meine Damen, es ist genug!" rief der Herr Pfarrer und stellte sich schützend vor den mißhandelten Mann. „Und nun gestehe, Du Schlingel, was soll diese Maskerade?"

„Sie haben mich verführt, sie haben mir zu Trinken bezahlt!" heulte der Ignatz.

„Wer hat Dich gedungen?"

„Der Herr Wagner und der Herr Fuchs!"

Die Frau Wagner und die Frau Fuchs stießen einen Schrei der Wuth aus.

„Ich mußte alle Nacht den Herrn Pfarrer vorstellen, damit die Weiber glauben sollten, der Herr Pfarrer sitze auch bei ihnen im Löwen."

Die Weiber verfielen in ein hysterisches Gelächter, und ohne den Herrn Pfarrer wären sie auf's Neue über ihn hergefallen.

„Ja, ja, Du machst einen saubern Gebrauch von den alten Kleidern, die ich Dir geschenkt. Jetzt packe Dich, Morgen sprechen wir uns!"

Das ließ sich der Ignatz nicht zweimal sagen; als ob er gestohlen hätte, rannte er den Berg hinunter, und nach einer halben Stunde konnte man ihn schon wieder rufen hören: „Looset, was ich Euch will sagen,
D'Glocke hat Zwei geschlagen!"

Seine Stimme war aber ein wenig belegt in dieser Nacht.

Die Frauen wußten aber jetzt ohne den Nachtwächter, was die Glocke geschlagen hatte, und die Männer auch, und in mehreren Häusern des Städtchens soll es in dieser denkwürdigen Nacht ziemlich lebhaft hergegangen sein.

Der Herr Wagner konnte am andern Morgen wegen „Unwohlseins" die Rathssitzung nicht besuchen, und als der Müller Fuchs Mittags in die Mühle kam, sagte sein Mühlenknecht:

„Meister, Ihr habt ja eine geschwollene Nase und ein blaues Auge. Habt Ihr Euch gestoßen?"

„Ich?" sagte der Müller. „Nicht daß ich wüßte," und für sich setzte er hinzu: „'S wäre Mancher froh, er wäre in dieser Nacht mit einem blauen Auge davon gekommen." —

Die Frauen haben übrigens nachträglich mit Unterstützung des würdigen Geistlichen ihre Männer durch Liebe und Zärtlichkeit gebessert; in der Gemeinde kehrte nach und nach die alte Ordnung wieder ein, und wenn jetzt die Männer noch dann und wann im Löwen sitzen, so geschieht es bei einem soliden Schöpplein, unter verständigen und belehrenden Gesprächen, und nicht selten nimmt auch der Herr Pfarrer an der Gesellschaft und der Unterhaltung Theil.

Dem Nachtwächter Ignatz aber ist seit jener Nacht ein geistlicher Hochmuth überkommen, „die Weiber haben mich Alle für den Pfarrer gehalten," sagte er zum Löwenwirth, „und ich glaube, so einen Kanzelpaucker könnte ich auch noch machen!" Er singt auch hinfort sein Nachtwächterlied, als ob er eine Messe lesen wolle. —

Zum Herrn Pfarrer aber darf Niemand mehr sagen „Gute Nacht Hochwürden, Herr Pfarrer", und namentlich wenn er selber nicht dabei ist. Er hat sich's ein für allemal und ernstlich verbeten. —

Wie der liebe Gott heut zu Tage Wunder macht.

Eine einfache Geschichte.

Einleitung.

Wunder! die Wunder sind heut zu Tage keine Wunder mehr; die findet man bald an allen Ecken, und ein Wunder ist's, wenn man keine findet. Da ist zum Exempel der heilige Januarius in Neapel, der sein gefrorenes Blut flüssig machen kann nach Belieben, was für einen so kalten Heiligen wie der Januarius gewiß merkwürdig genug ist; aber das macht die Nähe des feuerspeienden Vesuvs. Da ist ferner der blutschwitzende St. Nicola zu Bori, dessen Blut die frommen Mönche auffangen, um es auf Flaschen zu ziehen und an die Gläubigen zu verkaufen.

Da ist die Bildsäule der heiligen Magdalena in Mailand, deren Thränen aufgefangen und als Fleckenwasser verkauft werden, um ein sündiges Leben damit rein zu waschen; aber stark gläubig muß man dabei sein. Da ist ferner das Christusbild in der Kirche del Carmina bei Neapel, dem die Kopf- und Barthaare wachsen, so daß es von den frommen Vätern alljährlich in feierlichem Aufzuge rasirt und frisirt werden muß. Da ist endlich das Bild der Madonna in Tivoli, das die Augen verdreht, und dessen Ruhm die andern Madonnen Italiens so aufgestachelt hat, daß dieses pfaffenbeglückte Land jetzt überschwemmt ist mit augenverdrehenden und gesichterschneidenden Madonnen. So könnte ich noch von vielen Wundern erzählen: von den Wundern der heiligen Garderobe in Trier, von der heiligen Christina des Herrn Alban Stolz u. s. w., aber es wird genug sein an diesen Müsterlein. Mit diesen Wundern hat natürlich der liebe Gott ganz und gar nichts zu schaffen, diese Erfindungen haben allein die geistlichen Herren auf dem Gewissen, die den Spruch „Selig sind die Einfältigen!" nach ihrer Manier zur Geltung bringen und hiernach die ganze Welt selig machen möchten.

Wie aber der liebe Gott heut zu Tage Wunder macht, darüber will ich Euch jetzt eine Geschichte erzählen, die erst vor Kurzem passirt ist. Es kommt allerdings auch diesmal wieder, wie im vorjährigen Kalender, etwas von einer Eisenbahn und von einem Bahnwärter darin vor, und der geneigte Leser wird am Ende sagen: „Ach mit dieser ewigen Eisenbahn! Weiß uns der Hinkende nichts Gescheiteres zu erzählen?" Darauf antwortet der Hinkende: Nein, diesmal weiß er nichts Gescheiteres; bei dem Wunder, das der liebe Gott gemacht hat, kommt nun einmal eine Eisenbahn vor — er wird seine Ursache dazu gehabt haben — und der Hinkende kann nichts dafür. Aber leset sie nur, die Geschichte — vielleicht gefällt sie Euch doch, und am Schlusse und zur Belohnung wird Euch der Hinkende zeigen, wie ihr selber ein Wunder

machen könnet. Es ist nicht so schwer wie es den Anschein hat; es gehört nur ein bischen Uebung, ein guter Wille und ein gutes Herz dazu.

Also zu unserer Geschichte. —

* * *

I. Schuster und Schneider.

Es ist noch sehr früh am Morgen. Die Straßen des Dorfes sind noch stille, und nur ein Haushahn kräht von seinem Misthaufen aus dem Sonnenstrahl entgegen, der soeben seinen stummen Namensvetter auf der Spitze des Kirchthurmes zu vergolden beginnt, und dort aus dem Stallfenster streckt ein Pferd seinen Kopf heraus, und wiehert in die kühle Morgenluft, ein Wecker für den faulen Knecht, der noch auf seinem Strohsacke schnarcht, und von der nächsten Kirchweih träumt, oder von der vergangenen. Doch noch irgendwo ist das Leben an diesem frühen Morgen bereits erwacht; dort aus dem kleinen Häuschen, von einer alten Weinrebe umrankt, und hinter blühenden Apfelbäumen halb versteckt, schimmert Licht durch das grüne Laub, und dumpfe Hammerschläge tönen in das Wiehern des Pferdes, und in das Krähen des Hauspropheten. Treten wir ein in das kleine Häuschen ehe die Sonne höher steigt, und uns das Lichtchen auslöscht, und sehen wir, was so früh am Morgen hier schon getrieben wird.

„Blasi, hätte ich Dich nur einmal so unter meinem Hammer!"

Es ist ein kleines unscheinbares Stübchen, und nur ärmlich ausgestattet. Ein großer Kachelofen, ein tannener Tisch, einige hölzerne Stühle, und an der weißgetünchten Wand ein handgroßer Spiegel, rechts und links flankirt von zwei eingerahmten Bildern, von denen wir aber in dem Halbdunkel nicht unterscheiden können, was sie vorstellen sollen, — und das ist Alles. Doch nein, noch etwas, und zwar die Hauptsache. Eine kleine Oellampe, die ihr Licht an eine mit Wasser gefüllte Glaskugel abgibt, von welcher es in geläutertem und concentrirtem Zustande auf die nägelbeschlagene Sohle eines groben Schuhes fällt, der seinerseits wieder durch einen Hammer so energisch bearbeitet wird, daß dieser nothwendig in Verdacht kommen muß, er wolle außer dem officiellen Vernageln an dem Schuhe noch eine besondere Privatmalice ausüben.

Es gehört kein großer Scharfsinn dazu, um zu errathen, daß wir uns in einer Schuhmacherwerkstätte befinden; und da bei geschwungenen Schuhmacherhämmern am andern Ende des Stieles sich in der Regel auch ein Schuhmacher befindet, so entdecken wir, nachdem unser Auge, von der Glaskugel geblendet, sich an das Halbdunkel gewöhnt hat, jetzt auch diesen. Es ist ein graubärtiger Mann, dem die Jahre und — die Sorgen tiefe Furchen in das Gesicht gerissen haben, das aber gleichwohl einen guthmüthigen und verständigen Ausdruck sich gerettet hat. In diesem Augenblicke freilich läßt sich diese Gutmüthigkeit nur in der untern Partie seines Gesichtes entdecken, denn seine großen grauen Augen machen unter den buschigen Augenbraunen hervor offnebar einen verzweifelten, wenn auch nicht ganz gelungenen Versuch, grimmig auszusehen, und die leidenschaftliche Behandlung der unschuldigen Schuhsohle von Seiten des Hammers findet hiernach seine Erklärung. Die Situation hatte viele Aehnlichkeit mit der des bekannten Schmiedes von Ruhla, nur ist es hier kein zorniger Schmied, sondern ein zorniger Schuster, und geklopft wird kein glühendes Eisen, sondern eine Schuhsohle, und der Schmied sagt nicht „Landgraf werde hart," sondern der Schuhmacher sagt: „Blasi, hätte ich Dich nur einmal so unter meinem Hammer, lederwiech wollte ich Dich ꝛc." Was es mit diesem Blasi für eine Bewandtniß hat dürfen wir schon jetzt verrathen, denn wir müßten es späterhin doch erfahren. Nämlich dieser Blasi ist der Schwager des Schusters, der Bruder seiner Frau selig, und ist ein wohlhabender Mann, während der Schuster ein armer Teufel ist. Es kommt oft so vor unter Schwägern. Der Schwager hat aber nicht nur vieles Geld, sondern auch einen Sohn, und der Schuster, der kein Geld hat, hat eine Tochter, und wenn der Sohn ein Strolch ist, dem seines Vaters Geld bereits sein Herz in Grunds Boden hinein verdorben hat, so hat der Tochter des Schusters die Armuth des Vaters das Herz brav und fest gemacht. Man kann es deßwegen dem reichen Schwager eigentlich nicht verübeln, daß er seinen ungerathenen Sohn durch die arme, aber brave und hübsche Schusterstochter mittelst einer Heirath curiren wollte, dem Schuster aber kann man's nicht verübeln, — und man sieht daraus, was für eine Art Mann der Schuster ist, — daß er seine Tochter nicht als Medizin hergeben will, um einem Strolchen den verdorbenen Magen zu curiren. Und was die Gretel betrifft, die wollte erst recht nichts wissen von diesem Quacksalbern, denn die Gretel hatte schon einen Schatz, und der war ein so gesunder Bursche an Leib und Seele, daß die Gretel an dem nichts herumzudoktern hatte, und von seiner einzigen Krankheit, einer übermenschlichen Liebe, wollte sie ihn erst recht nicht curiren. Also hatte Papa Schuster zum Schwager Nein gesagt, und dieses Nein hatte ihm die Todfeindschaft des Schwagers eingetragen, und der Schwager hatte vergangenen Sonntag im goldenen Löwen sich verschworen und gesagt, er wolle nicht ruhen, bis er's dem hochmüthigen Lumpenpack eingetränkt habe, und er könne den Schuster pfänden lassen, und von Haus und Hof vertreiben, wegen einer Schuld

von Dreihundert Gulden, die das Bettelvolk nicht zahlen könne, und diese Woche noch wolle er es thun. Sein Nachbar, der Schneider Hambel war auch mit dabei im Löwen und hat's dem Schuster brühwarm wieder erzählt. Jetzt wird der geneigte Leser verstehen, was des Schuster's Meinung war mit seinem „Blasi, hätte ich Dich ꝛc.“; es war lediglich ein ungeschminkter Ausdruck der verwandtschaftlichen Gefühle, die ihn gegenwärtig gegen seinen Schwager beseelten.

Der Schuster hatte mit dem letzten Nagel den letzten Rest seines Zornes in die Schuhsohle hineingeklopft, dann warf er den Schuh zur Erde, löschte die Lampe, und stellte sich unter das offene Fenster, und kühlte sein heißes Gesicht in der frischen Morgenluft. „Bah!“ sagte er und strich mit der Hand über die Stirne, „Bah! Er thut es nicht, so schlecht handelt der Blasi nicht an dem Manne seiner todten Schwester!“ Des ehrlichen Schusters „Bah!“ klang aber nicht sehr zuversichtlich, und hatte große Aehnlichkeit mit einem Seufzer.

„Guten Morgen, Nachbar!“ tönte eine kreischende Fistelstimme über die Straße herüber. — Die Sonne war vollständig aufgegangen und vergoldete den ultramarinblauen Schild des gegenüberliegenden Häuschens, der mit riesigen Buchstaben die Dorfbewohner in Kenntniß setzte, das hier Jean Hambel, Marchand Tailleur, — von den uncultivirten Bauern für gewöhnlich der „krumme Hans“ genannt — sein „Atelier“ aufgeschlagen habe. Der krumme Hans selbst saß mit gekreuzten Beinen auf seinem Tische unter dem offenen Fenster, und ließ seine Nadel mit der Geschwindigkeit einer mückenschnappenden Schwalbe in der Morgenluft hin- und herfliegen. „Guten Morgen Nachbar!“ kreischte er und schob die Brille auf die Stirne. „Früh bei der Hand, Nachbar, früh bei der Hand! Pasques-dieu, Gevatter.“ Zur Erklärung dieses in dem Munde eines Kleiderkünstlers ungewöhnlichen Schwures müssen wir bemerken, daß Herr Johann Hambel in dem Dorfe die Schöngeisterei repräsentirte, ja man zischelte sich in die Ohren, er habe sogar einmal in jüngeren Jahren ein Gedicht gemacht. Leider waren die Vermögensverhältnisse des poetischen Kleiderkünstlers nicht geeignet, seinem Durste nach Schöngeisterei die nöthige Nahrung zu verschaffen — war er doch kaum im Stande dem materiellen Durst, der sich bei jedem anständigen Schneider Sonntag Nachmittags einzustellen pflegt, im goldenen Löwen sein Recht widerfahren zu lassen — und seine ganze Bibliothek, die er einst von einer alten Tante, mütterlicher Seits, geerbt hatte, bestand in einem Kochbuche, einem alten Gebetbuche, und in „Quentin Durward“ von Walter Scott. Das Kochbuch wurde von ihm gleich verächtlich bei Seite geworfen. „Um meine Kartoffeln zu kochen, und am Sonntag mein halbes Pfündlein Kuhfleisch, dazu brauche ich kein Kochbuch!“ Jetzt liegt es auf seinem Arbeitstische als Unterlage für das Bügeleisen, damit die Tischplatte keine Brandflecken bekomme, und das Bügeleisen hat sich in das Kochbuch bereits bis zum Kapitel „Sauerkraut“ hineingebrannt, und wird sich nächstens bis zu dem dazu gehörigen „Speck“ hindurchgearbeitet haben. Auch das Gebetbuch fand vor seinen Augen keine Gnade, obschon es höchst zweckmäßig eingerichtet, und für blöde Augen mit riesengroßen Buchstaben gedruckt ist; auch hatte die Tante selig die saftigsten Stellen mit dem Fingernagel bezeichnet. Zur größeren Bequemlichkeit des Beters ist sogar an passenden Stellen am Rande gedruckt zu lesen: „Hier läßt man einen Seufzer fahren“ — und Gebete enthielt es für alle Verhältnisse des Lebens, sogar „die Stoßseufzer eines Hingerichteten.“ Allein Meister Hambel war ein bischen ein Freigeist. „Ich brauche keinen Zwischenhändler, wenn ich mit meinem Herrgott reden will“, so sagte er, „und was ich dem lieben Gotte anzuvertrauen habe, kann mir doch der erste Buchdrucker der Welt nicht vordrucken, das muß aus mir selber herauskommen, und wenn es auch nicht so schön und Hochdeutsch klingt, unser Herrgott versteht's do ch!“ Also stellte er das Gebetbuch ehrerbietig auf den Schaft über der Thüre, und stäubte es alle Sonntage einmal ab. — Aber der Quentin Durward, das war ein Buch für den krummen Hans, er hatte es schon ein Dutzend Mal gelesen, und jeden Sonntag nahm er wiederholt einige Kapitel durch, und namentlich Ludwig XI., das war der Held, für den er schwärmte. Er behauptete, der König habe etwas von der Erhabenheit einer Schneidernatur, und er war fest überzeugt, — und keine Macht der Erde hätte ihm diese Ueberzeugung rauben können, — daß Se. Majestät Höchstihre Hosen selbst geflickt haben. Er hatte sich deßhalb auch die Lieblingsschwüre des Königs angewöhnt, sie waren ihm in Fleisch und Blut übergegangen, und er konnte keine zwei Worte sprechen ohne ein „Pasques-dieu!“ oder „Mort-dieu!“, oder „Tête-bleu!“ oder „Bei Sanct Annen!“ oder „Bei unsern lieben Frauen!“ oder gar „Bei dem heiligen Kreuze von Saint-Lo!“ daran zu hängen. Er trug sogar wie Ludwig XI. eine kleine bleierne Muttergottes am Hute, aber inwendig, denn er war ein Protestant. Darum rief er, dem Schuster zu: „Pasques-dieu, Gevatter! früh bei der Hand, früh bei der Hand!“

„Pasques-dieu, Gevatter! früh bei der Hand, früh bei der Hand!“

„Muß wohl,“ rief der Schuster zurück, „der Heiner will noch ehe er zur Arbeit geht, seine Schuhe haben, und — und dann habe ich auch nicht schlafen können.“

„Kann mir's denken, kann mirs denken! Mort-dieu.

Sauberer Schwager, der Blasi! Kann einem den Schlaf schon vertreiben. Der sollte meiner sein! Tête-bleu! Ich weiß nicht, was ich thäte!" Dabei fuhr der tapfere Schneider mit der Scheere zum Fenster hinaus, und schnappte sie auf und zu, damit pantomimisch andeutend, was er thun würde, wenn der Blasi sein Schwager wäre.

„Ist nicht halb so gefährlich," erwiderte der Schuster und machte einen mißlungenen Versuch zu lachen. „Der Blasi ist doch im Grund ein guter Kerl, und wegen der paar lumpigen Hundert Gulden wird er mich nicht in's Unglück bringen wollen."

„Er wird, er wird!" schrie der Schneider und fuchtelte mit der Scheere in der Luft herum. „Pasques-dieu, wenn Ihr seinem Schorsch nicht Euer Mädel gebet, so wird er, ich weiß, was ich weiß!"

„Nun denn in's drei Teufels — wollt sagen — in Gottes Namen," schrie der Schuster und schüttelte seine Faust, „so, mag er sein Aergstes thun; ich aber will lieber Hungers sterben, ehe ich mein Mädel auf dieser Welt schon der Verdammniß übergebe. Bei Gott, ja das will ich!"

„Pasques-dieu! braver Mann, braver Mann!" schrie der Schneider, und wie eine Stahfeder schnellte er von seinem Tische auf, huschte zu dem niedern Fenster hinaus, u. schlürfte in seinen Pantoffeln über die Straße hinüber." Ein Wort im Vertrauen, Nachbar," sagte er, indem er sich auf die Zehen erhob, um den Ohren des Schusters näher zu sein, „er hat ihn schon im Sack."

„Was hat er im Sack?" fragte der Schuster erstaunt.

„Tête-bleu! Was wird er haben? Den Zahlungsbefehl hat er, den Zahlungsbefehl!"

„Hans, mache mich nicht verrückt," schrie der Schuster zornig, „wer hat den Zahlungsbefehl?"

„Pasques-dieu! Schreit nur nicht so," schrie der Schneider, so hoch in der Fistel, daß ihm die Stimme um eine Octave tiefer zurückschnappte, „dem Blasi sein Schorsch hat ihn, wer sollte ihn denn sonst haben? Gestern Abend im Löwen hat er den Wisch lachend herausgezogen, und hat gesagt, „„mit dem da will ich Morgen meinem filzigen Pech-Onkel — der Pech-Onkel seid Ihr, Nachbar — zahm machen, daß er mir aus der Hand frißt, und die hübsche Gretel ist morgen mein; dem Mistfink, dem Heiner, geb ich den Laufpaß, und hintendrein will ich mich erst noch besinnen, ob ich das Mädel nur heirathe."" So hat der Schorsch gesagt; dann hat er einen Kronenthaler auf den Tisch geworfen, und hat geschrieen: „„Wein her, vom besten, die Gretel soll leben!"" So hat der Schorsch gesagt, Nachbar. Mort-dieu, wenn ich mein Bügeleisen bei mir gehabt hätte, ich hätt' es dem Schuften an den Kopf geworfen, so aber habe ich seinen Wein getrunken — es war Lützelsachser Ausles — und hab das Maul gehalten. Pasques-dieu, das hab ich!"

„Ihr seid ein guter Kerl, Nachbar," sagte der Schuster, der während des Schneiders langer Rede seinen Zorn hinunter gewürgt hatte, „aber Ihr seid ein Esel, und ein Hasenfuß dazu, und wenn der Schorsch kommt, nun da soll er einmal sehen, wie sein Pech-Onkel ihm aus der Hand frißt. Guten Morgen, Nachbar!" Damit schlug der Schuster das Fenster zu und ließ den Schneider stehen. Der Schneider machte ein etwas verblüfftes Gesicht. „Bei Sanct Annen, Nachbar Bernhard ist ein grober Kerl, aber eine ehrliche Haut, und was den Wein betrifft, so hat er Recht, ich hätte dem Strolch seinen Wein nicht trinken sollen. Bah, ein armer Teufel von Schneider wie ich, nimmt's nicht so genau. Einem Strolch seine Kronenthaler sind so rund wie die eines ehrlichen Mannes, und der Wein war gut, und das ist die Hauptsache."

Nachdem der krumme Hans sein Gewissen auf so scharfsinnige Weise beruhigt hatte, segelte er auf seinen Schlappen wieder nach seinem Häuschen zurück, schwang sich mit souveräner Verachtung der Hausthür durch das Fenster auf seinen Arbeitstisch, und fing wieder eifrig an zu nähen, ohne jedoch des Nachbars Hausthüre aus den Augen zu lassen.

„Mort-dieu!" murmelte er, indem die Nadel flog, „ich muß auf der Lauer sein, und wenn's los geht, fall ich dem Feind in die Flanken, und lasse meine maskirte Batterie spielen." Damit legte er seinen ziemlich massiven Ellenstecken auf die Fensterbank, und brachte das Bügeleisen in das Bereich seiner Hand. Nachdem er so seine militärischen Vorbereitungen getroffen, vertiefte er sich in das Geschäft einen großen dunkelblauen Fleck dem Hinterquartier einer einst blau gewesenen Leinwandhose anzupassen.

„Er hat ihn schon im Sack."

In des Schusters Stube saß der Meister auf dem Holzschemel hinter dem Tische, hatte den grauen Kopf in die Hände gestützt, und stierte vor sich hin. Seine Tochter, die Gretel, trat in das Zimmer. Ein hübsches Mädchen, mit dunkeln Augen, die verständig unter einer hohen Stirne hervorblitzten; das reiche schwarze Haar fiel in zwei dichte Zöpfe geflochten über den Rücken hinunter, und die braunen Arme waren halb bedeckt durch blüthweiße Hemdärmel. Ihre Kleidung war ärmlich, aber tadellos rein, und die Gretel verstand es die paar einfachen Fähnchen so geschmackvoll und fast koquett zu ordnen, und sie bewegte sich mit einer so natürlichen und unbewußten Anmuth, daß die ganze Erscheinung gar nicht recht passen wollte in diese armselige Umgebung.

„Guten Morgen, Vater!" sagte sie. Aber der Alte hörte nicht. Sie setzte eine große Zinnschüssel mit dampfender Suppe auf den Tisch, und legte drei Löffel daneben; der Alte sah es nicht. Die Gretel zuckte seufzend die Achseln und trat an das Fenster.

Der Schneider gegenüber, als er die Gretel hinter den Scheiben erblickte, nickte ihr freundlich zu; dann nach einer kleinen Weile fuhr er von seinem Sitze auf, und fing an mit Armen und Beinen zur Gretel hinüber zu telegraphiren, wobei er fürchterliche Gesichter schnitt. Die Gretel schien in die Telegraphenschrift des krummen Hans noch nicht recht eingeweiht zu sein, denn sie machte

BLB Karlsruhe

ein erstauntes Gesicht; als aber nun der Schneider mit dem Daumen über die linke Schulter hinweg auf die Straße hinausdeutete, und die andere Hand an den Mund brachte, den er spitzte, als wolle er von dieser die sehr bemerkbaren Spuren des Nadeleinfädelns und Fadenwichsens wegküssen, da ging der Gretel ein Licht auf; sie wurde roth bis unter die Schläfe und ein glückliches Lächeln auf den Lippen eilte sie zur Thür hinaus. Draußen hörte man einen Männertritt, dann ein halblautes Geflüster, dann noch ein anderes Geräusch, das, da der Schneider von seinem Observatorium aus nicht nur hörte, sondern auch sah, ihm das Wasser im Munde zusammenlaufen machte, so daß er sich mit einem hörbaren „Ah, tête-bleu!" die Lippen wischte, und dann — dann hörte man gar nichts mehr. Nach 10 Minuten aber öffnete sich die Thüre, und die Gretel trat ein, einen stattlichen, strammen, blondhaarigen Burschen an der Hand führend. Der junge Mann war im Sonntagsstaate, in dem Knopfloche seiner blauen Jacke trug er ein militärisches Ehrenzeichen, und sein sonnengebräuntes Gesicht strahlte vor Glück und Vergnügen.

„Guten Morgen, Vater!"

„Vater!" sagte die Gretel, „Da ist der Heiner."

Der alte Mann fuhr aus seinem Sinnen auf.

„Guten Morgen, Heiner. Du willst Deine Arbeitsschuhe haben? Dort sind sie; ich habe sie heute Morgen fertig gemacht."

„Nichts von Arbeit heute, Vater Bernhard," sagte der Heiner fröhlich und schüttelte dem Alten die Hand „nichts von Arbeit heute, ich hab' meinen freien Tag, und — und ich möchte etwas Wichtiges mit Euch sprechen, Vater Bernhard."

„Na, was ist denn los?" sagte der Schuster mit einem freundlichen Blicke auf den jungen Mann. „Doch setze Dich zu uns, Heiner, die Suppe wird kalt, und mit leerem Magen ist nicht gut von Geschäften reden. Da liegen ja auch schon drei Löffel, ich glaube gar, der Gretel hat's ihr kleiner Finger gesagt, daß wir einen Gast zum Frühstück haben werden."

Die Gretel zupfte etwas verlegen am Schurzbande und der Heiner blöckte seine weißen Zähne. „Mit Verlaub," sagte dieser — denn der Heiner wußte was sich schickt — und die Drei setzten sich zur Suppe nieder, und löffelten, den rechten Ellenbogen auf den Tisch gestützt, und ohne die luxuriöse Vermittelung eines Tellers nöthig zu haben, die Suppe unmittelbar aus der Schüssel in den Mund.

„Schmeckt die Suppe, Heiner?" sagte die Gretel, „ich habe sie gekocht!"

„Und ob! Hab' mein Lebtag keine so gute gegessen," erwiderte der Heiner galant und schob zur Bekräftigung einen gehäuften Löffel voll in den Mund. „Wahrer Ambros, bei Gott." Ambrosia wollte er sägen; der Heiner hatte die mythologischen Redensarten in der Kaserne der Residenz gelernt, obschon sie dort nicht mit Ambrosia gefüttert werden. Die Schüssel war leer, die Löffel wurden am Tischtuche abgewischt, und von der Gretel in die Tischlade geschoben, und der Alte lehnte sich in seinem Stuhle zurück, und ließ seine Daumen spielen. —

„Und nun zum Geschäft. Heiner, was gibt es? Und, potz Tausend, Du bist ja im Sonntagsstaate?"

„Drum," sagte dieser „ist heute ein wichtiger Tag für mich. Hört mich Vater Bernhard. Ich bin Soldat."

„Ja, und ein braver," sagte die Gretel mit leuchtenden Augen, „und Du bist nicht Schuld daran, Heiner, daß der Preuß nicht geklopft worden ist."

„Hast ganz Recht, Gretel," sagte der Heiner lachend, „obschon es ein Glück für uns ist, daß die Preußen uns, und nicht wir sie geklopft haben. Doch ich hätte sagen sollen, ich war Soldat, denn seit gestern habe ich meinen ehrenvollen Abschied, und bin jetzt mein eigener Herr!"

„Gratulir Dir, Heiner," sagte der Alte und gab ihm die Hand. „Ist ein schlechter Schleck, so hinterm Kalbsfell herzumarschiren, und sich am Ende todtschießen zu lassen, und man weiß erst nie recht warum."

„Hat Alles seine zwei Seiten," sagte Heiner, „und es reut mich nicht, daß ich Soldat gewesen bin. Doch, das wollte ich eigentlich nicht sagen, sondern daß ich jetzt ständiger Arbeiter auf der Eisenbahn bin, und verdiene meinen Gulden täglich."

„Potz tausend," rief der Alte, und rückte sein Lederkäppchen auf's Ohr, „da bist Du ja ein wahrer Banquier, Heiner!" —

„Und das ist noch nicht Alles," fuhr dieser fort, „ich bin in die Anwartliste für Bahnwärter aufgenommen, und der Herr Ober-Ingenieur hat mir versprochen, bei der ersten Gelegenheit solle ich meinen Bahnwartsposten erhalten."

„Ja, Vater", setzte die Gretel eifrig hinzu, „Bahnwärter mit 300 fl. baar Geld, ein nettes Häuschen, einen Stall für eine Kuh, und — und wie hübsch wird dem Heiner die Uniform stehen."

„Bist ein wahres Glückskind, Heiner" rief der Schuster herzlich. „Aber Du verdienst dein Glück, denn Du bist ein braver Bursche."

„Ob ich ein Glückskind bin, das kommt nun auf Euch an, Vater Bernhard, und, — und um auf die Hauptsache zu kommen, ich — ich möchte gerne heirathen."

„Natürlich," lachte der Schuster, „Du bist, wie man zu sagen pflegt, eine gute Partie. Ein Banquier wie Du, muß heirathen, ganz natürlich. Nun, und wer ist die Auserwählte?"

„Da steht sie, die Gretel," sagte der Heinrich und gab dem Mädchen die Hand.

Der Alte hatte sich erhoben, das Blut war ihm in's Gesicht gestiegen, und er strich sich mit der Hand über die Stirne.

„Ich habe so etwas kommen sehen" sagte er mit ge-

preßter Stimme. „Aber Heinrich, weißt Du auch, daß die Gretel arm ist, daß sie gar nichts hat?"

„Ich weiß es, Vater; aber ich weiß auch, daß die arme Gretel ein reiches Herz hat, ein Millionen-Herz, und zwei brave Herzen, und vier tüchtige Arme werden uns nicht zu Schanden werden lassen."

„Und weißt Du auch, daß meines Schwagers Schorsch um sie gefreit hat?"

„Auch das weiß ich; aber Ihr habt ihn abgewiesen, denn Ihr werdet Eure Tochter keinem Schuften geben, und wär' er in Gold gefaßt."

„Und weißt Du auch", sagte der Schuster mit erhöhter Stimme, „daß mein Schwager deßwegen einen Haß auf mich hat, daß er mir gedroht hat, mir wegen 300 fl. mein Häuschen pfänden und mich auf die Straße werfen zu lassen?"

„Auch das weiß ich; ich weiß Alles", sagte der Heiner mit bewegter Stimme und faßte des Schuster's Rechte mit beiden Händen. „Aber er thut es nicht. Vater, vertrauet mir; ich werde mit ihm reden, ich werde für Euch bürgen, ich werde mir's von meinem Monatslohn abziehen lassen, und in Jahr und Tag werden wir keine Schulden mehr haben. Er thut es nicht, glaubet mir, Vater, der Blasi thut es nicht."

„Doch, er thut es!" schrie eine heisere Stimme von der Thüre her, und auf der Schwelle erschien ein junger Mann!

Der neue Ankömmling war städtisch gekleidet, aber in auffallender Weise, Stulpstiefel mit Sporn, enge Reithosen, einen Reitfrack und einen Strohhut mit rothem Bande auf dem Kopfe.

In der rechten Hand trug er eine Reitpeitsche und mit der linken mühte er sich ab, ein Glas in das Auge zu zwängen, durch das er die Scene fixirte. Der junge Mann hatte ein gemeines, verlebtes Gesicht, das in diesem Augenblicke noch durch ein höhnisches Lächeln verzerrt wurde.

„Doch er thut es", schrie der Ankömmling, und trat über die Schwelle. „Guten Morgen Ohm! Ich glaube gar, ich komme zu einem Familienfest?" Der junge Mann hatte dies mit spöttischem Lachen gesagt. Die Gretel war bei seinem Anblicke bleich geworden, der Heiner aber hatte sich mit blitzenden Augen vor sie hingestellt, als müsse er sie vor einem Feinde beschützen.

„Ja, Schorsch, wir feiern ein Familienfest" sagte der Schuster in gelassenem Tone. „Soeben habe ich meine Tochter mit dem Heiner verlobt."

Der junge Mann biß sich auf die Lippen und ließ den Augenzwicker fallen. „Na", polterte er, „so weit wird's noch nicht sein; da wird die Verwandtschaft auch noch ein Wort mit drein zu reden haben."

„Die Verwandtschaft? Wie so?" fragte der Schuster gedehnt.

„Ich habe ein Recht auf die Gretel, ich will ihr die Ehre anthun und sie heirathen; s' ist eine Wette von mir, ich hab' mir's einmal in den Kopf gesetzt, und wenn's auch ein dummer Streich ist, ich thu's trotz allen Teufeln."

„Du bist ein Narr, Schorsch, und ich glaube, du bist betrunken. Die Gretel ist mit dem Heiner verlobt und damit basta!"

„Ich bin kein Narr, ich bin nicht betrunken," schrie der liebenswürdige Neffe, „Ihr aber Ohm, ihr seid ein Narr, wenn Ihr mir das Mädel nicht gebt."

„Nicht um alles in der Welt!" rief nun seinerseits der Alte, dem die Ader auf der Stirne schwoll.

„Auch nicht um das?" schrie der Schorsch, und hielt triumphirend ein Papier in die Höhe. „Auch nicht um diesen Zahlungsbefehl? Ich lasse Euch in acht Tagen aus dem Hause werfen; ich habe die Macht dazu. Auch nicht um das, Ohm?"

„Und weißt Du auch, daß meines Schwagers Schorsch um sie gefreit hat?"

„Auch nicht um das! Und jetzt, Hallunke, mache, daß Du die Thüre findest, oder ich thue was mich reut!"

„Ho, ho, ho!" lachte der Schorsch, „Hallunke! Bettelpack! Daß ich ein Esel wäre, mich mit dem Gesindel einzulassen. Der Heiner und die Gretel! Ein schönes Paar! Ein Lump und eine Bettlerin! Ho! Ho! Ho!" Mit beleidigendem Gelächter drehte sich der Schorsch auf dem Absatze, und ging langsam der Thüre zu.

Der Heiner hatte mit steigendem Zorne die Beleidigungen des jungen Menschen angehört, und jetzt brach er los. Sich von dem Mädchen, das ihn mit dem Klageruf: „Heiner, Heiner, laß ihn, thue mir's zu lieb," zurückhalten wollte, losreißend, war er mit einem Satze an dem Schorsch, packte ihn am Kragen und schrie: „Was sagst Du? Lump? Bettlerin?"

„Ja, Lump und Bettlerin!" schrie dieser und schwang seine Reitpeitsche. Im Nu lag diese zerbrochen zu seinen Füßen. „Nicht da hinaus, nicht zu Thüre hinaus, wo nur ehrliche Menschen aus- und eingehen!" schrie der Heiner, und mit gewaltiger Faust den umsichschlagenden Schorsch frei in die Höhe hebend, trug er ihn schwebend zum Fenster, öffnete dieses mit der linken Hand, und ließ ihn zum Fenster hinaus in eine Rosenhecke hinunter fallen.

„Jetzt bin ich verloren", jammerte der alte Mann, und barg sein Gesicht in den Händen.

Der Schneider hatte von seinem Tische aus des Nachbars Hausthüre nicht aus den Augen gelassen. Von dem Augenblicke an, wo der Schorsch seines Onkels Schwelle überschritt, ließ er die Nadel ruhen, rückte unruhig auf seinem Sitze hin und her, und lauschte mit vorgestreckten Halse. Als das Fenster sich öffnete und der Schorsch in die Rosenhecke flog, fuhr er mit einem „Mort-dieu", von

seinem Sitze auf. „Tête-bleu! jetzt ist es Zeit, meine Batterien spielen zu lassen."

Er ergriff das Kochbuch, und ließ es in einem schönen parabolischen Bogen als Bombe in die Rosenhecke fliegen, und so richtig hatte er gezielt, daß die Bombe genau auf der Nase des sich dem in Dorngestrüppe abarbeitenden und fluchenden Schorsch platzte, und den verunglückten Freier mit einer Fluth von „leichtfaßlichen Anweisungen alle Arten von Gemüsen und Fleischspeisen schmackhaft zuzubereiten", übergoß. Nach dieser glänzenden Probe seiner Geschicklichkeit als Artillerist, griff er nach dem Bügeleisen. Glücklicherweise war aber dieses Geschoß für den schwachen Arm des tapferen Schneiders zu schwer, und nach einem verunglückten Versuche, es in Schwung zu bringen, setzte er es wieder nieder, griff zu dem Ellenstecken, und, mit einem schmetternden „Trara, trara" zum Angriffe blasend, sprang er zum Fenster hinaus, und machte eine Cavallerie-Charge auf die Rosenhecke. Der Schorsch hatte sich aber inzwischen aus den Rosenbanden befreit, und empfing den tollkühnen Schneider mit einer ungeheuren Ohrfeige, so daß dieser seinerseits in die Hecken purzelte; der Schorsch aber eilte, mit einem abscheulichen Fluche seine Faust gegen des Schusters Haus schüttelnd, die Dorfstraße entlang. Der Schneider hatte sich in der Hecke wieder auf die Füße gearbeitet, und schaute dem Davoneilenden mit verblüfftem Gesichte nach. „Bei dem heiligen Kreuze, von Saint-Lo" — es war dies ein Schwur, den sich Ludwig XI. nur in den bedenklichsten Situationen seines Lebens erlaubte — „bei dem heiligen Kreuze, von Saint-Lo! Das ist ein rechter Flegel!"

So richtig hatte er gezielt, daß die Bombe genau auf der Nase des sich in dem Dorngestrüppe abarbeitenden und fluchenden Schorsch platzte.

II. Die Eisenbahn.

Es ist eine stürmische, finstere Nacht. Der Mond macht verzweifelte Versuche, sich einer dicken, schwarzen Wolke zu erwehren, die sich zwischen ihn und die Erde geschoben hat; es gelingt ihm aber nicht weiter als sie mit einem goldenen Saume ein-

„Tête-bleu, Nachbar. Die verfluchten Straßengräben."

zufassen. „Lasse mich, um Gotteswillen durch", sagt der Mond zu dem Finsterling, „da unten sitzen einige tausend liebende Paare in Rosen-, Schasmin-, Geisblatt- und verschiedenen anderen Lauben, und schauen mit verschlungenen Armen seufzend zu mir empor, und wenn sie mich nicht finden, so verzweifeln sie."

„Dummes Zeug", grollt die Wolke, „wie magst Du alter Esel dich noch mit solchen Schmachtlappereien abgeben? Wart ich werde deinen Liebespärchen die Köpfe waschen, und ihnen heimleuchten." Und die Wolke breitete sich aus und bedeckte den ganzen Himmel, und fing an zu donnern und zu blitzen, und der Sturm bog die Wipfel der Bäume und peitschte den Regen in die Gesichter zweier Wanderer, die mühsam auf der finsteren Straße sich vorwärts kämpften. — „Tête-bleu", fluchte der eine, der sich eben wieder aus dem Straßengraben heraufarbeitete, in den er gerathen war, „tête-bleu, Nachbar, Ihr hättet auch etwas Gescheiteres thun können, als mich bei diesem Wetter herauszuzerren. Die verfluchten Straßengräben! Wenn einer betrunken ist und purzelt hinein, so kann er sich's gefallen lassen, aber so, katzennüchtern! — Pasques-dieu, schon wieder! Hol's der Henker!"

„Nur ruhig, Hans", beschwichtigte der Andere, in dem wir bei einem eben leuchtenden Blitze den Schuster Bernhard erkennen, „wir sind bald bei der Eisenbahn, und ich muß heute noch meinen Tochtermann, den Müller sprechen."

„Meint Ihr denn, der könne Euch helfen? Die Bahnwärter sind zwar in der Regel capitale Kerls, aber Capitalisten sind sie keine! Ha, ha, ha!" Der Schneider hatte die löbliche Gewohnheit seine Witze stets ausgezeichnet zu finden, und sie aus vollem Halse zu belachen. „Tête-bleu, ausgezeichneter Witz, Gevatter. Und jetzt lustig vorwärts, dort sehe ich ein Licht."

Nach wenigen Minuten hatten die Wanderer eine geschlossene Eisenbahnbarriere erreicht. Rechts durch die Bäume schimmerte das Licht eines erleuchteten Fensters; an der Barriere stand ein in einen Mantel gehüllter Mann mit einer brennenden Laterne.

„Bist du es Müller?"

„Halt, wer da!“ scholl es von der Barriere her.

„Es ist der Heiner. Ist der Müller nicht da?“

„Seid Ihr es, Vater?“ sagte der Heiner, und leuchtete den Ankömmlingen in's Gesicht. „Ich thue Nachtdienst für den Müller. Er ist in die Stadt, zur Apotheke, muß aber bald wieder zurück sein.“

„Ist wer krank bei Müllers?“

„Sein Jacob, er hat wieder die Bräune. Geht nur hinauf ich komme nach wenn der Schnellzug vorüber ist.“

In der großen, durch eine Oellampe beleuchteten Stube des Bahnwärters saßen um einen Tisch 6 Kinder, von 10 Jahren abwärts, wie die Orgelpfeifen, und richteten in einer Schüssel Pippeleskäs bedeutende Verwüstungen an.

Die kleine Margareth hatte sich eine Kartoffel geschält und mit Käs bestrichen, und eben wollte sie sie zum Munde führen da sagte ihr Brüderchen, ein flachshaariger, sommersprossiger Junge: „Guck einmal, Gretel, was ein großer Vogel am Fenster.“ Während aber die arglose Gretel sich nach dem Fenster umdrehte, stibitzte der kleine Schelm die Kartoffel weg und verzehrte sie unter großem Gelächter der ganzen Gesellschaft. „Du Wüster“, sagte das Mädchen, als es den Streich bemerkte, „guck einmal, Mutter, der Fritz nimmt einem die Kartoffel.“

„O, ein schöner Wauwau, das ist ja der Großvater!“

In dem dunkeln Hintergrunde des Zimmers erhob sich eine Frau, die an einem kleinen Bettchen gesessen hatte. „Bscht, Kinder“, sagte sie, die Finger an die Lippen legend, „wollt ihr stille sein, Ihr kleinen Racker! der Jaköbele schläft, wollt Ihr Euer krankes Brüderchen nicht schlafen lassen?“ Der kleine Bösewicht Fritz wurde feuerroth, „da hast Du deine Kartoffel wieder, Du dummes Ding, mußt Du gleich so einen Lärm machen?“ Die kleine Gesellschaft warf vorwurfsvolle Blicke auf die arme Gretel, die sich die Händchen in den Augen bohrte und Anstalt machte zu weinen.

Die Mutter war eine hübsche, kräftige Frau von etlichen dreißig Jahren und eine auffallende Aehnlichkeit ließ sie gleich als eine Schwester der Gretel, der Braut des Heiner, erkennen. „Willst Du gleich ruhig sein“, sagte sie, mit dem Finger drohend, „wie Du nicht brav bist, muß der Wauwau... Hörst Du? Er ist schon draußen vor der Thüre.“ In der That hörte man draußen stampfende Tritte, die Thüre öffnete sich und herein traten der Schuster und der Schneider.

„O, ein schöner Wauwau,“ rief die kleine Margarethe, unter Thränen lachend, „das ist ja der Großvater!“

„Mein Gott, Vater,“ sagte die Frau erschrocken, „was führt Euch so spät noch zu uns da heraus? Und wie Ihr naß seid. Leget Eure Mäntel ab. Setzet Euch, Schneider.“

„Wo ist Dein Mann?“ sagte der Schuster und warf seinen triefenden Mantel über die Stuhllehne.

„In der Apotheke; der Jaköbele hat wieder seinen Krupphusten. Aber es ist schon wieder besser, Gottlob, und die Medizin wird ihm vollends davon helfen. Mein Mann kann jeden Augenblick kommen.“

„Gut ich werde warten. Schicke die Kinder in's Bett, ich muß mit Dir reden.“

Nachdem die Kinder unter entschiedenen Protesten gegen solch' eine grausame Maßregel in die anliegende Kammer verbracht waren, wo man sie noch eine Zeit lang in ihren Betten schwatzen und lachen hörte über den Wauwau, der doch der Großvater war, und während der Schneider sich sehr erfolgreich mit Vertilgung der Kartoffel- und Käsereste beschäftigte, setzte sich der Schuster in eine Fensternische zu seiner Tochter, und erzählte ihr die Ereignisse des Tages. Die Hauptsache wußte sie schon, der Heiner hatte ihr's mitgetheilt. „Und glaubet Ihr wirklich, Vater, daß der Blasi es thun werde?“ „Er wird es thun“, sagte der Schuster finster. „Diesen Abend noch war er selber bei mir und hat mir angekündigt, daß er in 8 Tagen mich pfänden lasse. Ich bin nun, Hilfe zu suchen, von Haus zu Haus gelaufen, bei lauter guten Freunden“— der alte Mann lachte bitter — „aber keiner kann mir helfen. Jetzt bin ich in meiner Trostlosigkeit herausgekommen, um mit Deinem Manne zu reden, ob er keinen Rath weiß.“

„Beruhigt Euch, Vater,“ sagte die Frau herzlich; „baar Geld haben wir freilich keines, aber mein Mann ist brav und angesehen bei den Leuten in der Stadt, er hat Credit, und ehe die acht Tage herum sind, hat er die dreihundert Gulden beisammen. Sie geben's ihm auf sein ehrliches Gesicht, und sie riskiren nichts dabei, denn hört nur, und das wisset Ihr ja noch gar nicht. Der Oberingenieur hat ihn heute kommen lassen und hat ihm gesagt, daß in einigen Wochen eine neue Bahn eröffnet werde, und da werde der Müller Billetausgeber mit 300 fl. Zulage. Und der Heiner kann dann die Gretel heirathen und kann unsern Posten bekommen. So, jetzt lachet Ihr wieder, Vater, so ist's recht; der liebe Gott wird diesmal helfen, und die Bosheit des Blasi zu Schanden machen.“

„Ja, Gott wird diesmal helfen“, sagte der Alte und fuhr sich mit der Faust über die Augen, „er hat schon geholfen, sein Name sei gepriesen.“

Der Schneider war auf seinem Stuhle eingeschlafen, die alte Kuckucks-Uhr warnte auf $^1/_2$11 Uhr. „Schon halb 11 Uhr“, sagte der Schuster und erhob sich. „Heda, Nachbar Schneider, wachet auf. Der Sturm hat nachgelassen, mein Geschäft ist auch gemacht, wir wollen an den Heimweg denken.“

„Nur noch einen Augenblick, Vater“, bat die Frau. „Mein Mann muß jeden Augenblick kommen. Hört, eben geht der Schnellzug durch, da kann auch der Heiner abkommen und Euch nach Hause begleiten.“ Der Schnellzug raste an dem Häuschen vorbei, daß die Fenster

klirrten, und der Schneider erschrocken aus dem Schlafe auffuhr.

Plötzlich wurde die Frau bleich und lauschte. „Vater, habt Ihr nichts gehört?"

„Ich? Nein. Den Zug habe ich gehört."

„Einen Schrei, einen gräßlichen Schrei?"

„Bah", sagte der Schneider und rieb sich die Augen, „es wird der Lokomotiv gewesen sein."

Indem kam der Heiner eilfertig die Treppe herauf. Auch er war bleich und die Hand zitterte, in der er die brennende Laterne trug.

„Heiner, was gibt's", rief die Frau ihm angstvoll entgegen, „hast Du's auch gehört?"

„Ich weiß nicht", sagte der Heiner und seine Stimme bebte, „auf der Bahn ist etwas nicht sauber. Als der Zug vorbei fuhr — ganz nahe bei meinem Posten — ein Angstschrei — und — — — —."

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, mein Mann!" schrie die Frau, und dem Heiner die Laterne entreißend flog sie die Treppe hinunter. — Die Männer standen einen Augenblick starr und bleich, dann folgten sie der Frau. Sie hatten kaum die Bahn betreten, da gellte durch die Nacht wieder ein Schrei, ein gräßlicher, markerschütternder Schrei. Die Männer eilten vorwärts, kaum 20 Schritte weit; da lag die Frau ohnmächtig auf der zerrissenen Leiche ihres Mannes. Seitwärts von den Schienen lag ein abgetrennter Arm; der Arm hielt in der Hand eine unversehrte Arzneiflasche.

III. Das Wunder.

Auf der Landstraße von der nahen Universitätsstadt her bewegte sich oder vielmehr brauste daher ein reicher flotter Zug. Voran ein Trupp Reiter, in farbigen Mützen, Kanonenstiefeln und Lederhosen, farbige Feldbinden über die Schulter geschlungen, und in der Faust den blanken Schläger. Dann folgte ein Leiterwagen mit Musikanten, diesem eine vierspännige Chaise, in der war Niemand als ein ungeheurer Neufundländer, der gravitätisch auf dem Rücksitz saß und rechts und links die gaffenden Bauern anknurrte, wie ein großer Herr, der die Huldigungen seiner Unterthanen gnädigst entgegen nimmt. Dem Neufundländer folgte eine unabsehbare Reihe von zweispännigen Wagen, jeder zwei Studenten in „Couleur" — wie die deutschen Studenten zu ihren deutschen farbigen Mützen und Bändern auf deutsch sagen — auf dem Rücksitze, und zwei Neufundländer geringerer Qualität auf dem Vordersitz enthaltend. Den Schluß bildete ein Wagen mit dem „Stiefelfuchs" der, unter einem Berg von Fahnen, Schlägern, Pauckzeug, Trinkhörnern ꝛc. halb begraben, offenbar die ungemüthlichste Situation im ganze Zuge hatte. Es war der Anfang des Semesters, der Antrittscommers sollte in dem benachbarten N. . . gefeiert, und die Kraft des neuen Wechsels erprobt werden. Ach, gar Mancher hielt schon diese erste Probe nicht aus, und Mutter und Schwestern stricken und flicken sich zu Hause fast blind, um die „Studienkosten" des Herrn Sohnes und Bruders zu erschwingen. Aber auch viele reiche junge Leute waren dabei, denen es nicht darauf ankam, ihren minder glücklichen Commilitonen die bedeutenden Kosten des „Nichtstudirens" tragen zu helfen. Eben brauste der Gesang den Zug entlang: „Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus!" da trug der Wind andere Töne herüber, die so schlecht zu dem Gaudeamus paßten, daß dieses immer dumpfer und dumpfer wurde und endlich ganz verstummte. Es war eine Trauermusik, die den Studenten wie ein großer Mißklang zwischen ihr Jubellied fuhr und ihm ein Ende machte. Von der nahen Eisenbahn her bewegte sich quer durch das Feld ein langer schwarzer Zug, ein Leichenzug, und traf auf der Kreuzung der Landstraße gerade mit dem fröhlichen Studentenzuge zusammen. Dieser machte Halt, um den unheimlichen Störenfried passiren zu lassen, die Reiter stiegen ab, und die Pferde an den Zügeln haltend, entblößten sie ehrerbietig ihre Häupter. Die Studenten in ihren Wagen erhoben sich von ihren Sitzen, und zogen ebenfalls ihre bunten Mützen ab. Der Neufundländer, als die Trauermusik an ihm vorüberzog, riß seinen Rachen auf, und legte sein Mitgefühl durch ein schreckliches Geheul an den Tag. Es war ein recht trauriger Zug, der in den neben der Straße gelegenen Kirchhof einbog. Hier suchte man vergebens nach den gleichgiltigen und theilnahmslosen Gesichtern, die man sonst bei jedem Leichenzuge findet; alle drückten Schmerz u. Trauer aus; es mußte ein braver Mann sein, den sie hier zu Grabe trugen. Der Sarg, von 6 Bahnwärtern in Uniform getragen, war mit Blumen und Kränzen bedeckt; eine bleiche Frau umgeben von 6 Kindern wankte hinter dem Sarge drein. Sie konnte nicht weinen, ihr war der Thränenquell versiegt, ihr Auge brennend und trocken haftete auf der Erde, ihr Haupt war auf die Brust herabgesunken, und die Hand hatte sie krampfhaft auf das Herz gepreßt. Hinter den Kindern ging ein alter Mann. Kaum erkennen wir in ihm unsern alten Freund, den Schuster Bernhard wieder. Sein Haar war offenbar grauer geworden, sein Gesicht eingefallen, seine Hände hatte er in hoffnungsloser Trostlosigkeit zusammengeschlagen; war es doch seine letzte Hoffnung, die letzte Hilfe, die vor ihm zu Grabe getragen wurde. Der alte Mann wankte wie im Traume, und der Heiner hatte ihn stützend unter dem Arme gefaßt. Auf die jungen Studenten machte dieser Jammer, der sich hinter dem Sarge herschleppte, einen tiefen Eindruck. „Auf cerevis", sagte ein Student mit

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, mein Mann!"

blondem Schnurrbart und einer Schmarre durch die linke Wange, „auf cerevis, das ist ein dicker schwarzer Gedankenstrich durch unser Plaisir; das Stück Elend da vor uns ist mir ganz in die Kehle gefahren." — „Mir ist's kolossiv zu Muthe, gerade als ob ich einen Moralischen hätte", sagte ein anderer. „Höre, Wolkenbruch", sagte ein dritter, „da schleppen sie jedenfalls einen braven Kerl hinaus; wie wär's, wenn wir ihm das Geleite gäben?" — „Famoser Gedanke", sagte der Wolkenbruch, „hast Recht, Schlotterer; sag's dem Spunden und dem Salpeterer, sie sollen's den andern sagen, wir geben dem armen Kerle das Geleite." Wie ein Lauffeuer flog's an der Wagenreihe hin: „Wir geben dem armen Kerle das Geleite", und ehe noch das Ende des Leichenzugs die Straße passirt hatte, hatten die Studenten sich schon zu zwei und zwei aufgestellt und sich dem Zuge angeschlossen, dem sie in schweigendem Ernste nach dem Kirchhofe folgten. — Der Schneider Johann Hambel, der das Ende des Zuges gebildet und auf dem ganzen Wege geheult, gebetet, geflucht und mit sich selbst geschwatzt hatte, — Alles durcheinander — war höchlich erstaunt, als er diesen bunten Zuwachs des Leichenconductes gewahrte, doch ließ er sich in seiner Beschäftigung, seinem verstorbenen Freunde Thränen zu widmen, nicht stören.

„Heda, altes Haus", sagte jetzt der Salpeterer mit halblauter Stimme und klopfte dem Schneider auf die Schulter, „lasse jetzt einmal das Geplärre, und sage uns, wen sie da vornen hinaustragen."

„Bei Sanct-Annen, liebe Herren, das ist eine traurige Geschichte", sagte der Schneider immer noch heulend. „S' ist der Bahnwart Müller, der bravste Mann unter der Sonne. Vorgestern ist er vor seiner Hausthüre, fast vor den Augen seiner Frau, von der Lokomotive in Fetzen zerrissen worden." —

„Donnerwetter, das ist riesiges Pech"! murmelte der Schlotterer. „Hat er Familie?" —

„Familie? Pasques-dieu, sie haben allemal Familie, wenn sie zu Tode gefahren werden. Dort schleppt sich sein armes Weib hinter dem Sarge her, mit 6 Kindern, und das 7. liegt daheim in der Wiege. Tête-bleu, die können jetzt verhungern, wann sie wollen."

„Stark pompös" sagte der Wolkenbruch. „Und ist Niemand, der für die arme Frau sorgen kann? Wo sind denn die landesüblichen Eltern?"

Der Schneider mußte trotz seinem Schmerze doch fast lachen über die landesüblichen Eltern. „Dort, der alte Mann, ist ihre einzige Stütze und dem läßt übermorgen sein eigener Schwager, der Blasi, Gott verdamme ihn, sein Häusle versteigern und ihn auf die Straße werfen."

„Und warum?"

„Um lumpige Dreihundert Gulden Schulden, und weil der Bernhard — er heißt Bernhard und ist Schuster und brav was drauf steht — weil der Bernhard seine brave Tochter, die ledige, nicht dem liederlichen Sohn des Blasi zum Weibe geben will."

„Donnerwetter, das wird romantisch," sagte der Schlotterer; „da muß ich mehr davon erfahren."—

Der Zug war inzwischen in den Kirchhof eingetreten, da machte der Schlotterer vor der Kirchhofthür Halt, und mit ihm die Studenten.

„Heda, Meister Zwirn, oder Bügeleisen, oder wie Ihr sonst heißet — denn ein Schneider seid Ihr, das sieht man auf den ersten Blick — bleibt einmal ein wenig bei uns, wir haben mit Euch zu reden."

„Pasques-dieu!" rief der krumme Hans erstaunt, „Sie habens getroffen, ich bin ein Schneider, und ich bin stolz darauf, daß ich einer bin. Tête-bleu! Was steht zu Befehl?"

Der Schlotterer aber legte feierlich seine Hand auf des Schneiders Schulter und sagte: „Danke Gott, altes Haus, daß Du nicht mein Schneider bist. Jetzt aber laß den Schwindel und antworte auf meine Fragen. Bist Du befreundet mit der unglücklichen Familie?"

„Ihr einziger Freund, ihr einziger Freund, bei unsern lieben Frauen!"

„Ist es Dir möglich, uns die ganze Geschichte zu erzählen, ohne aufzuschneiden und zu lügen? Denn Du bist ein Schneider!"

„Pasques-dieu!" rief der Schneider eifrig, „ein Schneider lügt nicht. Tête-bleu, das wäre mir!"

„Halte Dein Maul mit Deinem „Blaukopf" und spreche deutsch. Ich halte Dich übrigens für einen ehrlichen Kerl, und so magst Du denn erzählen; es soll Dein und Deiner Freunde Schaden nicht sein, wenn Du uns die Wahrheit sagst."

Die Studenten bildeten einen Kreis um den Schneider, dieser erzählte unter vielen Gestikulationen und Grimassen die ganze Geschichte.

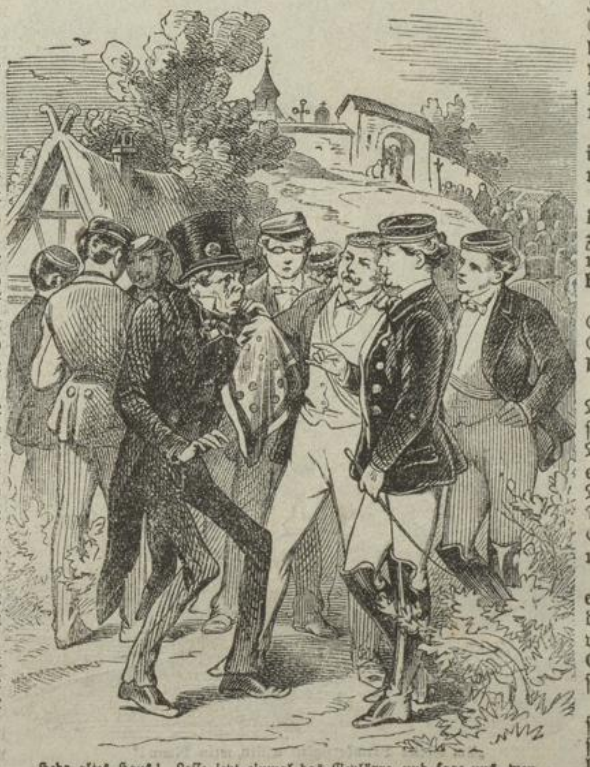
In den jugendlichen Gesichtern der Zuhörer zeigte sich im Laufe der Erzählung innige Theilnahme und selbst Rührung, und als der Schneider das Unglück auf der Eisenbahn erzählte, und wie der alte brave Schuster trotz alledem mit den Seinigen lieber zum Bettelstabe griff, als daß er seine brave Tochter opferte, da fing der Salpeterer, ein gewaltiger Mensch von 6 Fuß Höhe, an, sich heftig die Nase zu schnäutzen und seine Brillengläser zu putzen. „Das ist ja ein riesiger Schuft, der Blasi. Und er bleibt dabei und will den Alten auf die Straße setzen?"

„Uebermorgen läßt er ihm Alles versteigern."

„Und wegen lumpiger 300 Gulden?"

„Wegen lumpiger 300 Gulden!"

„Schneider, Du bist ein braver Mann. Gehe jetzt, eben senken sie den Sarg in die Gruft. Dem armen Schuster soll geholfen werden!"



„Heda altes Haus! Lasse jetzt einmal das Geplärre, und sage uns, wen sie da vornen hinaustragen."

„Commilitonen," sagte der Schlotterer, als der Schneider unter vielen Bücklingen sich entfernt hatte, „Commilitonen, ich sehe Euern Gesichtern an, daß Ihr mich versteht, daß Ihr wisset, was ich meine. Es liegt da ein großes Stück Unglück vor uns, und Gott hat uns daher geführt, daß wir einem braven Manne wieder auf die Beine helfen."

„Du bist ein richtiger Bursche, Schlotteer" sagte der Wolkenbruch und schüttelte dem Kameraden eifrig die Hand. „Brüder, unsere Wechsel sind noch neu, trinken wir heute Nacht Markgräfler statt Champagner, und — vor unsern Füßen liegt eine gute That, wir wollen sie nicht liegen lassen. Hier ist meine Mütze, gebe Jeder was er kann."

Auf dem Kirchhof war die Feierlichkeit zu Ende; die Menge verlief sich, nur der Geistliche beschäftigte sich noch mit der unglücklichen Frau, die sich von dem Grabe ihres Mannes nicht trennen konnte. Sie hatte wieder Thränen gefunden, und schluchzend hielt sie das einfache Kreuz umschlungen, das den Grabhügel zierte. Seitwärts von dem Hauptwege, auf einem halb eingesunkenen Hügel, lag der alte Schuster auf seinen Knieen; es war das Grab seiner Frau. Er hatte den Hut neben sich gestellt, und sein graues Haupt war tief herabgebeugt auf seine gefalteten Hände. Zwei Studenten gingen quer über den Kirchhof, der Stelle zu, wo der Geistliche Trost zu spenden suchte. Der eine trug etwas Schweres in ein seidenes Taschentuch gewickelt. Als sie hinter dem Rücken des betenden alten Mannes waren, blieben sie stehen und betrachteten den Unglücklichen mit theilnehmenden Blicken. Jetzt erhob der alte Bernhard sein Haupt und betete laut: „Guter, allbarmherziger Gott, ich danke Dir, daß Du mein gutes Weib von mir genommen hast, daß sie diesen Jammer nicht erleben mußte. Siehe, ich nahe mich Deinem Thron mit Demuth und beuge mein Haupt. Thue mit mir wie Du willst; ich kann Dich zwar nicht verstehen, lieber Gott, aber ich will tragen, was Du mir auferlegst, so lange ich kann! Gott, mein Gott, helfe mir und laß mich nicht verzweifeln!" Und in einem hoffnungslosen, verzweifelnden Aufschrei schluchzte er: „Mir kann nur ein Wunder helfen, und Wunder gibt es keine mehr!" Damit sank der Alte wieder auf dem Grabe zusammen und ein krampfhaftes Zittern schüttelte seinen Körper.

Schluchzend hielt sie das einfache Kreuz umschlungen, das den Grabhügel zierte.

Lautlos standen die beiden Studenten. Ihre Augen waren feucht geworden. Sie blickten sich an; sie hatten sich verstanden. Der eine bückte sich nieder zu dem Hute des betenden alten Mannes; dann entfernten sie sich geräuschlos.

Der Geistliche hatte die Studenten bemerkt, und neugierig die fremde Erscheinung auf seinem Kirchhofe betrachtet. Jetzt nahte er sich dem alten Schuster und berührte sanft seine Schultern. „Bernhard, ermannet Euch, stehet auf. Ihr dürfet den Schmerz nicht Herr werden lassen über Euch, denn Eurer warten noch Pflichten; Ihr seid ja die einzige Stütze der armen Waisen; Ihr müsset Euch ihnen erhalten. Stehet auf, Bernhard, und kommt mit mir."

Der alte Mann erhob sich: „Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer. Ich habe mit meinem Gott geredet, ich bin jetzt ruhig. Gehen wir." Der Schuster wollte seinen Hut aufnehmen — der Hut war schwer, wie an den Boden genagelt; nur mit Anstrengung konnte er ihn in die Höhe heben.

„Was ist das, Herr Pfarrer?"

In dem Hute lag etwas in ein seidenes Taschentuch gewickelt.

Der Pfarrer löste das Tuch und ein Regen von glänzenden Silberstücken füllte den halben Hut. Erschrocken ließ der Schuster den Hut fallen, daß das Silber auf den Rasen rollte. Der Mann zitterte am ganzen Leibe. „Um Gottes Willen, Herr Pfarrer, was soll das bedeuten? Träume ich? Bin ich verrückt? Gibt es noch Wunder?"

Der alte Mann faßte sich an die Schläfe, und schaute mit entsetzten Blicken bald das Silber bald den Geistlichen an. Dieser lächelte gerührt, und auf die Studenten deutend, die sich eben wieder in den Sattel geschwungen hatten, sagte er: „Der liebe Gott hat Euer Gebet erhört, Bernhard, und hat seine Engel geschickt, Euch zu helfen in Eurer Noth. Allerdings kuriose Engel" setzte er leise hinzu.

Jetzt fuhr der Schuster auf und erhob die Hände: „Um Gottes Barmherzigkeit Willen, Herr Pfarrer, also mein, mein, und gerettet?"

„Es ist Alles Euer, Bernhard!" sagte der Geistliche gerührt. „Es ist ein Wunder, wie sie der liebe Gott heut zu Tage macht."

Der Schuster stieß einen Schrei aus, aber es war ein Schrei der höchsten Glückseligkeit; dann warf er sich schluchzend nieder auf den Rasenhügel seiner Frau.

Aus der Ferne herüber tönte der Gesang der Studenten: „Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus."

E.

IV. Recept, wie der geneigte Leser auch so ein kurioser Engel werden kann.

Unsere Geschichte ist eigentlich aus. Der Blasi, als er zwei Tage nachher kam, und wollte dem Schuster sein Häuschen pfänden, mußte mit Schimpf und Schande abziehen, denn der Schuster bezahlte ihm seine Schuld baar auf den Tisch, und der Schneider warf ihm — das

Kochbuch hatte er schon verschossen — mit einem „Tête-bleu“ das alte Gesangbuch an den Kopf. Die Gretel trug an ihrem Hochzeitstage das seidene Tuch des Studenten als ihren höchsten Schmuck, und ihr Mann, der Heiner, hat den Posten des verunglückten Bahnwart Müller erhalten. Die unglückliche Bahnwartswittwe sitzt mit ihren sieben Kindern in einem kleinen Stübchen in ihrem Heimathsdorfe, und salzt ihr kärgliches Brod mit Thränen. — Der Hinkende hat dem geneigten Leser eine wahrhaftig Geschichte erzählt — seine Geschichten sind alle so und wenn die Geschichte auch ein wenig ausgeschmückt ist, Eines ist traurig wahr, die unglückliche Frau mit ihren Kindern kämpft täglich mit dem Hunger, denn die Hilfe, die der alte Schuster und der Heiner leisten können, ist nur gering. Und nun das Recept, „wie der geneigte Leser auch so ein kurioser Engel werden kann.“ Denket Euch, der Hinkende trete eines Tages in die Stube der Wittwe, setzte auch so ein schweres seidenes Tuch auf den Tisch, und sagte: „Trocknet Eure Thränen, Frau; barmherzige Menschen haben Eure Geschichte im Kalender gelesen, und das schicken sie Euch, daß Ihr Euch kleidet und speiset, und daß Ihr Eure Kinder zu braven Menschen erzieht.“ Würde die arme Frau nicht Freudenthränen vergießen, würde sie nicht Gott auf den Knieen danken für das neue Wunder, und würde sie nicht sagen, er hat seine Engel geschickt, sie aus Noth und Elend zu erretten? Wenn Ihr also Engel werden wollet, hier habt Ihr die schönste Gelegenheit; und Ihr könnt es so wohlfeil haben. Höret, wie der Hinkende meint: Der Hinkende druckt über 500,000 Kalender; diese werden in die Welt hinausgeschickt, und werden von wenigstens 5 Millionen Menschen gelesen. Wenn nun von diesen 5 Millionen Menschen nur je der Hunderste für einen Kreuzer Mitleid fühlt für die unglückliche Familie, und schickt diesen Kreuzer dem Hinkenden, so kommt schon ein recht nettes Sümmchen zusammen, das viele bittere Thränen trocknen kann. Von je Hundert Lesern nur einen Kreuzer. Ihr sehet, der Hinkende bettelt nicht unbescheiden. — Natürlich kann nicht Jeder seinen Kreuzer unmittelbar dem Hinkenden schicken, denn da kostete jeder Kreuzer 3 Kreuzer Porto, aber Ihr könnt in Freundeskreisen die Kreuzer sammeln, und könnt sie in Briefmarken und noch besser in Guldenscheine verwandelt dem Hinkenden schicken, und so wird's das Porto schon austragen.

„Träume ich? Bin ich verrückt? Gibt es noch Wunder?“

Der Hinkende hat sich's in den Kopf gesetzt, der armen Frau zu helfen; er allein kann es nicht, darum hat er die obige Geschichte geschrieben um die Herzen seiner Freunde zu rühren, und nicht wahr, ihr lasset den Hinkenden nicht im Stiche? Im nächsten Kalender wird er Euch danken und Rechenschaft ablegen. — Ueber jeden einzelnen Beitrag wird die „Illustrirte Dorfzeitung des Hinkenden“ Quittung bringen.

Weltbegebenheiten.

Die Weltbegebenheiten sind heuer ziemlich mager ausgefallen und der Hinkende sagt Gottlob! Denn die Jahre, in welchen Weltgeschichte gemacht wird, sind für die Völker die glücklichsten gerade nicht, denn es ist meist gutes Blut und Menschenfleisch dazu gebraucht worden. So ganz leer ist's indessen doch nicht abgelaufen. Die Erde steht nie stille, trotz dem gelehrten Professor Knak, und die Welt, die Menschenwelt auf der Erde steht auch nie stille, entweder geht's mit diesen vorwärts oder es geht rückwärts; meist geht's wie beim Wallfahren, zwei Schritte vorwärts und einen zurück. Am Ende gelangt man damit auch zum Ziele.

Beginnen wir mit dem Manne auf der Ziegeninsel, dem alten biedern

Garibaldi.

Der ist bekanntlich kein Freund vom Wallfahren und Rückwärtsschreiten; Vorwärts! ist sein Wahlspruch, und sein größter Kummer ist, daß es so gar langsam vorwärts geht in der Welt. Anfangs September (1867) hatt er in Genf beim Friedenscongreß tagen, der den ewigen Frieden zum Heil und zum Wohle der Menschheit verkündete, weßhalb die Friedensstifter sich gegenseitig auch beinahe durchgeprügelt hätten. — Garibaldi aber ist ein praktischer Mann, der dachte, wenn es des lieben Friedens wegen Prügel setzen soll, so weiß ich einen besseren Boden für